

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 15 (1939-1940)
Heft: 31

Artikel: Im Dienste der Heimat
Autor: Mattes, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-712141>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Späher

Früher war es ein Aussichtsturm, den just um diese Jahreszeit sehr viele Leute besuchten, um über die sanften Höhen und Täler und die herrliche Bluestlandschaft hinwegzusehen. Heute ist es immer noch ein Aussichtsturm, aber er dient jetzt andern Zwecken. Seit Beginn der Mobilisation ist er von HD-Spähern besetzt, die Tag und Nacht auf Flieger aufzupassen haben.

Den drei Leuten, die gerade jetzt die Wache haben, ist die Aussicht schon so vertraut, daß sie sie im Schlaf zeichnen könnten. Ihnen bietet die weit vor ihnen ausgebreitete Landschaft keine Neuigkeiten mehr. Jener Kirchturm dort liegt im Planquadrat so und so und jener Geländeeinschnitt verdeckt die Landesgrenze, die später, weiter im Westen, durch den tiefeingeschnittenen Bach gebildet wird. Sie kennen die wenigen Straßen, die sie stückweise übersehen, sie wissen, wann der Milchwagen aus dem Dorfe kommt, und der Fahrplan der Postautos, die in weiter Ferne Staub aufwirbeln, ist ihnen geläufig, ohne daß sie ihn je auswendig zu lernen brauchten.

Beinahe neun Monate stehen sie schon hier oben und halten Wacht. Eine neuartige Wacht, die man im letzten Krieg noch nicht kannte. Sie beobachten den Luftraum, am Tage mit ihren Feldstechern und optischen Instrumenten, in der Nacht mit den in langer Übungszeit gewitzten Ohren und mit den feinen Horchapparaten. Die drei Späher — sie kannten sich vor einem Jahre noch kaum — hat jetzt die gleiche Aufgabe zu einer Kameradschaft zusammengeschweißt, die länger halten wird, als Krieg und Elend dauern. Ein Kaufmann, ein Lehrer und ein Coiffeur, aus ganz verschiedenen Lebenssphären hat der Zufall sie zu einer Wachablösung zusammengebracht. Voll Mißtrauen haben sie im ersten Monat aneinander vorbeigelebt, die nächsten fünf, sechs Wochen sind sie dann mitteilbarer geworden und dann haben sie sich gegenseitig ihre Sorgen geklagt, Sorgen, die jeder mit sich herumschleppte und die leichter zu tragen waren,

wenn sie andere mittrugen. Dann war die Zeit der Stille gekommen, die jetzt noch anhielt, sie hatten einander nichts mehr zu sagen. Der Tagesklatsch, den sie aus Zeitungen und von ihren Leuten zu Hause gelegentlich erfuhren, interessierte sie kaum; sie hatten ihre Aufgabe, ihren Dienst, sie hatten zu tun und alles andere kam nachher — irgendwann — in weiter Ferne.

Scheinbar teilnahmslos hockten sie auf den improvisierten Sitzen in ihrer luftigen Höhe. Ja, jetzt konnte man wenigstens wieder einige Stunden im Freien verbringen, wenn auch der Biswind noch höllisch über die Lücke pfiiff. Aber gegenüber der barbarischen Kälte dieses Winters war er wie ein Frühlingslüftchen. Sie erinnerten sich noch gut, wie sie bei 21 Grad unter Null alle fünf Minuten sich ablösen mußten, damit nicht die wenigen Körperteile, die mit dem besten Willen nicht zu verhüllen waren, abfroren. Mehr als einmal war eine Abreibung mit Schnee nötig, um das «Schmöckschii» wieder in Funktion zu bringen. Jacques, der Coiffeur, betrachtete wehmütig seine Handflächen, er hatte einmal ohne Handschuhe draußen gestanden um jene Zeit und hatte versehentlich die Hand auf das eiserne Geländer gestützt. Die ganze Haut hatte dran geklebt, und ohne einige batzengroße Stücke dranzugeben, war er nicht wieder weggekommen.

Alle drei dösten vor sich hin und hingen ihren Gedanken nach. Der Kaufmann Paul dachte an seine Frau und die zwei kleinen Kinder. Es gab viel zu tun im Laden; in der wenigen Zeit, die ihm zwischen den Ablösungen jeweils blieb, konnte er kaum das Dringendste erledigen; denn anderthalb Stunden war der Posten vom nächsten Dorf entfernt, und dann hatte er mit dem Velo nochmals eine halbe Stunde bis zum Städtchen. Nun, seine Frau war tapfer, sie würde es schon schaffen, und wenn auch nicht alles so klappte wie wenn er daheim war, jetzt waren andere Zeiten — es würde und mußte auch so gehen. Peter, der Lehrer, hatte andere Sorgen.

IM DIENSTE DER HEIMAT

Erzählung aus der gegenwärtigen Grenzbesetzung von Fw. Eugen Mattes

(4. Fortsetzung)

Feldstecher, Bussolen, Sägen, Beile, Schaufeln und was der Soldat alles braucht, um seiner Aufgabe gerecht zu werden, wurden herausgegeben. Die Soldaten drängten sich herzu. Ruedi hatte Mühe, den Kopf bei der Sache zu haben. Immer wieder flogen seine Gedanken heimwärts. Was machte wohl Lysel? Was würden die Kleinen alles fragen, wenn er nicht zum Mittagessen heimkam? Diese Gedanken bedrückten ihn und es war ihm elend zumute.

Unterdessen wurde es Mittag. Die Metzger und Bäcker fuhren mit mächtigen Körben heran. Brot und heiße Schüblinge, dazu eine schmackhafte Suppe aus der Feldküche. In Eienkolonnen marschierten die Soldaten an der Küche und den Körben vorbei, jeder faßte seine Suppe, seinen Schüblig und seine Brotportion und suchte irgendwo in der Wiese ein Plätzlein, wo er sich niederlassen konnte. Ruedi setzte sich auf einen Haufen Pferdegeschirre. Die Suppe war ausgezeichnet, aber er aß ohne Appetit. Ein richtiges Heimweh krampfte ihm die Brust zusammen. Er schämte sich und riß sich zusammen. Verdammt! Jetzt war er Soldat und hatte hier seine Pflicht. Hatte er es nicht besser als tausend andere, die von ihren Geschäften weglaufen mußten, von ihren Höfen mit Ställen voll Vieh, ohne einen andern Ersatz zu haben als eine schwache Frau und wenn es gut ging, ein mageres Knechtlein? Er aber konnte doch ruhig fort, denn daheim mußte nie-

mand Not leiden. Ein Seufzer entrann seiner Brust. Es würde schon besser werden. Der kleine Müller kam, eine Flasche Bier in der Hand.

«Hier, Gerber, trink! Es macht verdammt warm heute! Damit reichte er Ruedi die gefüllte Bierflasche dar.

«Hätte gerne drinnen in der Wirtschaft ein zünftiges Kottlett oder etwas Ähnliches zu mir genommen, aber man bekommt nichts. Alles besetzt von Offizieren und die beiden Mädchen haben den Kopf verloren. Sind sich nicht gewöhnt an diesen Betrieb. Kannst lang bestellen, bekommst nichts. Habe in der Küche endlich diese zwei Kerzen ergattert. Dachte mir doch, Du habest noch nichts zu trinken. Aber komm! Wir wollen die neuesten Nachrichten hören. Interessiert mich, was geht in Polen.»

Man hatte die Fenster der Gaststube geöffnet und laut klang die Stimme des Radiosprechers heraus. Die Soldaten kamen heran und standen dicht unter den offenen Fenstern, um zu hören, was draußen in der Welt vor sich ging. Mancher laute Fluch wurde ausgestoßen, wenn bekannt wurde, wie eine Großmacht ihren kleineren Nachbarn mit wachsendem Kriegsglück überrannte.

Mitternacht war nahe, als Ruedi mit seiner Arbeit zu Ende war. Alles war bereit. Die Munition war verteilt. 120 Schuß pro Mann. Jeder Soldat war ausgerüstet mit allem, was er brauchte im Felde. Die Mobilisation war praktisch beendet.

«Komm noch zu einem Glase Wein, Gerber», sagte der Feldweibel. Hast es redlich verdient.»

Sie setzten sich in der Wirtschaft an einen Tisch und vertieften sich noch in die Kontrollen und Etats.

Da hatte er eine so nette Klasse beisammen gehabt, die erste, die er seit der ersten Sekundarschule betreute; sie waren ihm ans Herz gewachsen, diese verschiedenartigen Buben und Mädchen — jetzt unterrichtete dort wieder sein Vorgänger, der war bald siebzig, aber immer noch der Schrecken aller Schulkinder. Und dann die Lisbeth — mit der war er so halb und halb einig gewesen, doch sie würde bestimmt auf ihn warten. Jacques hatte kaum ein halbes Jahr seinen eigenen Laden, und schon mußte er ihn den Lehrlingen allein anvertrauen. Würde der Knirps den Herrn Verwalter recht sauber ausrasieren, sonst ginge der sicher wieder einmal für einen Monat zur Konkurrenz — das durfte nicht mehr vorkommen. Und der Metzger Bär mit seinem siebenfachen Doppelkinn. Er selbst mußte seine ganze Kunst zusammennehmen, um in den vielen Falten und Fältchen keine «Metzgete» anzustellen!

Wie von der Tarantel gestochen sprangen die drei eben noch so müde und apathisch dasitzenden Gestalten auf. Blitzschnell war das Instrument eingestellt, nach dem «Bereit» rasselten die Zahlenreihen herunter, das Telefon klingelte kurz, wieder Zahlenreihen, wieder «bereit», ein leichtes Schwenken am Instrument, kurze Blicke auf die Karte und dann «fertig». Ein Zuschauer hätte wohl gar nichts bemerkt, aber diese geübten Kerle, die nun seit Monaten ihre Sinne auf die Flieger eingestellt hatten, denen nichts mehr entgehen konnte, was sich am Himmel bis in ungeheure Höhen hinauf abspielte, die hatten schon aus einem kleinen Summen die Flugrichtung eines hoch fliegenden Apparates erkannt. Der Mann am Beobachtungsinstrument hatte nur eines Blickes bedurft und schon stand die kaum wahrnehmbare Silhouette des fernen Fliegers im Fadenkreuz. Noch vor einem Jahr hatten die drei kaum das Motorengeräusch eines Lastwagens vom Gekrächze einer nicht geschmierten Kaffeemühle unterscheiden können. Jetzt waren ihre Sinne derart geschärft, daß sie auf maximale Hörweite aus dem hohen Singen des Motors einer Messerschmittmaschine schon deren Typenbezeichnung und Erstellungsjahr bezeichnen konnten. Sie waren derart eingefuchst, daß ihre Horchmeldungen so sicher stimmten,

wie wenn sie das Flugzeug gesehen hätten. Es kam selten vor, daß eine Meldung in der Nacht weniger präzise an das Kommando durchgegeben wurde als am Tag, denn viele lange Nächte war auch dieses «Sehen» geübt worden. Sie kannten ihren Dienst, diese Späher auf den Fliegerbeobachtungsposten, sie taten ihn gerne und sie setzten ihren ganzen Ehrgeiz darein noch genauer und noch schneller zu werden.

«Schon wieder 35 Sekunden für die erste Meldung», meinte eben Peter zu Jacques, «wir müssen endlich auf 25 herunter.» Nur der «Fachmann» konnte beurteilen, daß das schon Rekordzeiten im Uebermitteln waren, die sie da aufgestellt hatten. Aber sie wußten, daß es hier um Sekunden ging, je rascher sie die Beobachtung durch den Draht ins Hinterland schickten, desto schneller war auf einem der vielen gut versteckten Flugplätze im Ernstfalle ein startbereites Flugzeug in der Luft, um dem Gegner entgegenzufliegen. Von ihren Beobachtungen und denjenigen ihrer Kameraden, die rings im Lande auf ähnlichen Höhen die gleiche Wache über den Luftraum hielten, hing so vieles ab — sie wußten es, und sie waren mit dem Ernst und der Begeisterung bei der Sache, die ihrer Wichtigkeit entsprach. Vor Monaten, da waren sie nur H.D. gewesen, Soldaten zweiter oder dritter Gattung, wie sie sich selbst im geheimen titulierten, aber jetzt hatten sie längst ihr Selbstvertrauen wieder gefunden. Sie hatten die Wichtigkeit ihres Dienstes erkannt, sie hatten ausgehalten in Schnee und Eis und in der glühenden Sonne, sie hatten eine Aufgabe, einen Platz erhalten in dem trotzigem Ring, der die freie Schweiz umgab. Und sie hatten einen Ehrennamen erhalten, noch nicht lang zwar trugen sie ihn, aber sie waren stolz darauf und sie durften mit Recht stolz sein, statt H.D. waren sie nun «Späher» geworden; «Späher» nach den schnellsten und fürchterlichsten Zerstörungsmaschinen, die der Mensch des 20. Jahrhunderts erdenken konnte; Späher, die nicht nachlassen würden in ihrer Aufmerksamkeit, die ihre Aufgabe als Glied in der stählernen gehärteten Abwehrkette unseres Vaterlandes erfüllen würden bis zum letzten Augenblick. «Späher», die ihrem Namen Ehre machen würden. *M. Schuler.*

«Es war ein verrückter Tag heute», begann Feldweibel Senn wieder, «aber nun ist er vorüber. Ich war recht froh um Deine zuverlässige Arbeit. Ich danke Dir.»

Ruedi nickte nur. Aber es freute ihn, einem Kameraden einen Dienst erwiesen zu haben, denn Senn war ein strenger, aber guter und gerechter Mann. Seine Zugskameraden waren längst in der Scheune nebenan ins Stroh geschlüpft und die Wache draußen patrouillierte mit gleichmäßigen Schritten durch die kühle Mondnacht.

Ein einfaches Bauernmädchen brachte den Wein und ließ ihn in die bereitstehenden Gläser perlen. In einer Ecke schliefen zwei Meldeläufer und der Nachrichtenoffizier diktirte einer Ordonnanz einen Befehl in die Feder. Das Mädchen lehnte sich müde gegen den kalten Ofen und die Augen fielen ihm fast zu.

«Aber Fräulein», wandte sich Feldweibel Senn an das Mädchen. «Ein Soldat wäre wohl eher imstande, Ihnen zu etwas Wärme zu verhelfen als der kalte Ofen.»

«Danke», erwiderte die Kleine schlagfertig, «ich ziehe vor allein zu schlafen.»

Ruedi und der Feldweibel lachten. Das Mädchen war hübsch. Es hätte einem wohl gefallen können.

Das Lachen hatte Ruedi wohl getan. Das drückende Gefühl auf seiner Brust war verschwunden und er sehnte sich nur noch nach einer Lagerstätte, denn er war hunds müde. Er erhob sich, meldete sich ab und begab sich, die Wolldecke unter dem Arm, zur Scheune hinüber. Der kühle Nachtwind strich ihm wohlthuend um die Schläfen. Prächtig lag der Mond über den verschlafenen Giebeln der Bauernhäuser, die aus dem Obst-

wald hervorschauten. Irgendwo von einem Baume löste sich eine reife Frucht und stürzte klatschend ins kühle Gras. Fröstelnd wandte sich Ruedi gegen das Scheumentor.

«Halt, wer da?»

Es war Michel, der Kantonnementswache stand und ihn anrief.

«Ich bin's, der Gerber!»

«Paß auf, daß Du keinem auf die Knochen stehst. Sie liegen dicht wie Sardinen, die Brüder. Ganz hinten in der Tenne ist mein Platz. Lege Dich dort nieder, ich finde dann schon wieder eine Ecke. Schlaf wohl!»

«Gute Nacht! Danke Dir.»

Beim Scheine des Mondlichts, das durch das offene Tor fiel, schlängelte sich Ruedi durch das Gewirr von Beinen und Tornistern bis zum Platz, den ihm Michel bezeichnet. Schnell hüllte er sich in seine Decke, legte sich nieder und Michel schloß leise das Tor.

Ruedis Augen wanderten durch den Raum. Wie glänzende Fäden fiel das Mondlicht durch die klaffenden Risse in der Bretterwand der Scheune. Aus dem Stalle nebenan hörte er das starke Schnaufen der Kühe und das Geklirr der Ketten, an denen die Tiere angebunden waren, das sich mischte mit dem Schnarchen der schlafenden Soldaten. Ein starker Stallgeruch machte sich bemerkbar und weckte in Ruedi Erinnerungen an die Zeit, da er als Knabe bei seinem Onkel in den Ferien weilte. Es war noch schön damals. Man wußte noch nichts von Krieg und Unfrieden in der Welt und von der Bosheit der Menschen. Unmerklich schlief er ein und seine Gedanken kehrten heim zu Lysel und den Kindern.

Ein alter Frontsoldat berichtet...

Wir alten Soldaten des Jahrgangs 1891 erlebten am 10. Mai 1940 die dritte Generalmobilmachung! Wie am 1. August 1914 und wie am 29. August 1939 war auch dieser Mobilmachungstag von strahlendem Sonnenschein erfüllt. Als die ersten zum Sammelplatz eilten, wölbte sich ein abendlicher wolkenloser Frühsommerhimmel über das Land, das im tiefsten Frieden einer schönen und stillen Nacht entgegenzuträumen schien.

Niemand wird erwarten, daß bei diesem Einrücken gejubelt und gejauchzt wurde. Der große Ernst des totalen Krieges schließt alles Prahlen, schließt leichtfertiges Getue aus. Heute weiß ja der letzte Mann, um was es geht! Der Soldat der Schweizerischen Eidgenossenschaft hat den Krieg noch nicht am eigenen Leibe, am eigenen Geist und Wesen, erfahren. Aber er weiß, daß dieser Krieg auch der letzten Romantik früherer Zeiten entkleidet ist. Begriffe und Maßstäbe früherer Kriege gelten nicht mehr, werden nie mehr gelten; auch unsere Miliz mußte sich mit der brutalen und totalen Mechanisierung des Krieges abfinden. Diese Männer der alten Garde, die man 1914 zu Hause gelassen hätte, die wissen heute, was man 1933 und 1934 noch allen Ernstes zu bestreiten wagte: auch wir Schweizer haben uns auf der Hochebene gegen schwerste Tanks zur Wehr zu setzen. Flüsse und Bäche, Hügel und kleine Berge, natürliche und künstliche Hindernisse sind nur dann Hindernisse, wenn dahinter feuerbereites Geschütz und entschlossene Männer stehen. *Der Mechanisierung des Angriffes kann nur mit einem Maximum von mechanischen Verteidigungswaffen entgegengetreten werden.* Der Angriff auf Belgien und Holland und die große Schlacht in Frankreich, die wir in unsern Bereitschaftsstellen am Radio miterlebten, sie haben viele Illusionen zerstört, die vielleicht allzulange unter uns wirksam waren. Der Krieg von 1940 hat ein ganz anderes Gesicht angenommen, als vorausgesagt wurde. Man kann eine wirksame Wehr nicht improvisieren, man kann sie nur organisieren; jeder Dilettantismus muß sich rächen.

Der Wehrmann, der am 10. Mai zu den Waffen gerufen wurde, der denkt an das, was er zu Hause verlassen hat. Er weiß, daß es heute nicht an der Zeit ist, große Sprüche zu machen, — vom «letzten Blutstropfen» und andere mehr! *Er ist bereit und entschlossen, der Führung unbedingt zu vertrauen.* Die Gemeinschaft seiner Einheit umfaßt ihn wie ein warmes Kleid und wie ein sicherer Panzer, sie schützt ihn vor dem

nutzlosen Geschwätz des Tages, vor der fruchtlosen Kritik, vor der Besserwisseri. Es ist eigentümlich, wie festigend die Kameradschaft einer Kompanie auf die Psyche des einzelnen wirkt! Das Kannegießern hört im Aktivdienst auf; man spricht lieber von anderen Dingen, als von dem, was morgen schon Tatsache sein kann. An die große Aufgabe und an die entscheidende Stunde der Bewährung *denkt* man, man spricht aber nicht davon; das überläßt man denjenigen, die in der Hauptsache von der Bewährung sprechen müssen, weil eine solche in Blut und Feuer von ihnen nicht verlangt werden kann.

Die kopflose Flucht aus den Städten hinauf in die Berge wurde von den Mobilisierten mit den saftigsten Sprüchen begleitet; kein einziger dieser Segenswünsche verträgt die Druckschwärze ... *Der Soldat kann diese Kopflösigkeit, diese Angst, einfach nicht verstehen.* Er hat auch keine Angst vor der sog. «Fünften Kolonne». Für den einfachen Mann in Reih und Glied, der bereit ist, seine Soldatenpflicht zu tun, ist es einfach undenkbar, daß es nur *einen* Schweizer gibt, der einem Eindringler Helferdienste leisten könnte.

Man hat den Geist von Nidwalden zitiert. Der Soldat weiß, was das bedeutet. Und er bejaht diesen Geist, er ist bereit, den Weg zu gehen, welchen die Nidwaldner im Jahre 1798 vorangeschritten sind. Aber er begrüßt es, wenn die Vernunft, die klare Ueberlegung, die Kaltblütigkeit und die richtige Einschätzung aller Realitäten des heutigen Tages in unserm Lande zum Durchbruch gelangen. Leichtfertiges Prahlen und jedes provozierende Säbelrasseln sind ihm verhaßt; wie jeder wahre Soldat auf der ganzen Welt hat er einen Widerwillen gegen die Tapferkeit mit dem Maul und mit der Feder.

Der mobilisierte Soldat ist am 10. Mai in die Gemeinschaft der Kompanie, der Batterie, seiner Einheit zurückgekehrt. Immer mehr wird die Armee die Gemeinschaft des ganzen Volkes, die *stumme* und eindrucklichste Verkörperung unseres, von Gottfried Keller einst als «laut» bezeichneten Volkes. In der Armee hat man volles Verständnis für Sinn, Geist und Zweck unserer Neutralität; man will wachsam sein an *allen* Grenzen, gegen *jeden möglichen Feind*.

Dies ist der Geist der Mobilisierten vom 10. Mai 1940, möge dies auch der Geist unseres Volkes sein, heute und in allen Stunden der kommenden Tage der Bewährung.
Hans Zopfi.

II. Soldatenleben im Landstädtchen.

Grau hing der Himmel über den Dachgiebeln der Bauernhäuser und ein feiner Dunst nähte die Wiesen und Häge und die Gesichter der Soldaten des Bataillons. In Reih und Glied standen die Männer, Kopf an Kopf wie eine lebende Mauer. Der kleine Major, unter dem Ruedi schon Dienst getan als dieser noch Leutnant war, schaute mit ernsten, prüfenden Blicken in die Schar, die da stand, bereit, den Eid auf die Fahne abzulegen. Er zog den Säbel, straffte den Körper in Achtungstellung und laut tönte sein Kommando:

«Bataillon, Achtung steht! ... Schultert Gwehr!»

Ein Ruck ging durch die Körper der tausend Soldaten und in drei klaren, abgerissenen Bewegungen flogen die Gewehre auf die Schultern. Das Spiel begann den Fahnenmarsch, der mit seinem Rhythmus und seinem eigenartigen Klang die Herzen der Männer aufschloß für das was kam. Vor der Front des Bataillons schritt der Fähnrich von links her bis auf die Höhe des Kommandanten, senkte die Fahne vor ihm, der sie mit gezogenem Säbel begrüßte, um dann weiter zu schreiten bis an den rechten Flügel, wo er sich aufstellte. Das Spiel brach ab. Der Kommandant aber eilte auf einen ältern, schwarzgeklei-

deten Herrn zu, der in der Nähe stand, nahm Achtungstellung an und meldete mit klarer Stimme:

«Herr Regierungsrat, melde das Bataillon zur Vereidigung bereit.»

Der Herr in Schwarz dankte: «Lassen Sie ruhn und die Kriegsartikel verlesen.»

Der Kommandant ließ ruhn und die Gewehre bei Fuß nehmen. Dann trat der Adjutant vor die Reihen und verlas die Kriegsartikel, die den Soldaten mahnten, unter Einsatz seines Lebens die harte Pflicht zu erfüllen. Ruedi klopfte das Herz bis zum Halse hinauf ... Das war Aktivdienst! ...

Der Adjutant trat in die Reihen zurück. Der greise Regierungsrat trat einige Schritte vor, ließ seinen Blick über die Truppe dahinschweifen und begann:

«Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten!

In ernster Stunde ruft Euch die Heimat zu ihrem Schutze auf. Draußen in der Welt hat der Krieg seine graue Fackel entzündet. Haß, Mißtrauen und Gier nach Besitz und Macht haben das Vertrauen zerstört, das die Völker verbinden sollte. Voll blinden Eifers sieht jeder den Dorn im Auge des andern, nicht aber den Balken, der sein eigenes Sehen trübt. Es liegt

Das Rote Kreuz beherrscht eine Stadt

Phalsburg, die „Lazarettstadt“ der Maginotlinie



Phalsburg, französisch «Phalsbourg» geschrieben, ist ein kleines Städtchen in Lothringen, in Friedenszeiten etwas mehr als 3000 Einwohner zählend, in der Nähe von Metz und gar nicht weit entfernt von den Kasematten der Maginotlinie gelegen, mitten in jener Region im Osten Frankreichs, in der seit acht Monaten der Soldat zu Hause ist und der Zivilist nur noch Gastrecht genießt. Phalsburg ähnelt den vielen andern elsässischen und lothringischen Städtchen, die sich in derselben Lage befinden, wie ein Ei dem andern. Der viereckige Marktplatz, dessen Mitte ein Kriegerdenkmal schmückt, ist von sauberen einstöckigen Häuschen umrandet, die heute, nach acht Monaten Krieg, zum großen Teil mit geschlossenen Fensterläden schlafend dastehen: ein großer Teil der Bewohner der Stadt ist evakuiert. Von weither ertönt ein unbestimmtes Donnern, das Grollen der schweren Artillerie: es ist einer jener Tage, an denen das Communiqué lautet: «Ruhiger Tag im ganzen. Verstärkte Artillerietätigkeit an einzelnen Frontabschnitten.»

Aber trotzdem ist Phalsburg doch völlig verschieden von allen andern Städten und Städtchen im Schatten der Maginotlinie. Dort lautes, wenn auch geregeltes Leben: Soldaten- und Munitionstransporte, Lastwagenkolonnen, Motorradstafetten, in allen Häusern, Speichern und Scheunen einquartierte Soldaten, die die Gasthäuser und Schenken des Ortes füllen und dem Straßenbild ein ungewöhnliches Leben verleihen. Nichts davon in Phalsburg. Phalsburg, wenige Kilometer hinter der Front, ist für Soldaten, Kanonen, Tanks, Waffen und sonstige Heerestransporte aller Art gesperrt. Mitten im Kriegsgelände gelegen, ist Phalsburg doch eine verbotene Zone, an deren Tor der Krieg haltmacht. Denn Phalsburg ist eine Lazarettstadt.

Die einzigen Soldaten, die in Phalsburg Einlaß finden, sind Kranke und Verwundete. Die einzigen Lastwagen, die auf den holperigen Straßen des Städtchens zirkulieren dürfen, sind Ambulanzen. Die einzigen Offiziere, die Phalsburg kommandieren dürfen, sind die Stabsärzte. Und die einzige Flagge, die über Phalsburg weht, ist das Rote Kreuz auf weißem Grund...

Die technischen Gründe, die die französische Heeresleitung bewogen haben, in einer dicht hinter der Front gelegenen Stadt die Sanitätsdienste zu konzentrieren,

liegen auf der Hand. Ein großes Krankenhaus ist eben für die Pflege von Kranken, Operationen, Spezialbehandlungen usw. besser geeignet als eine kleine Unfallstation.

Außerdem ist der Bahnhof von Phalsburg spezialisiert für den Verwundetentransport, ein ganzer Stadtteil — oder besser gesagt, ein Häuserblock, denn das ganze Städtchen ist ja nicht groß — ist für ansteckende Krankheiten reserviert, die Ruhe auf den Straßen ist für erholungsbedürftige Menschen eine Wohltat gegenüber dem Gewimmel, das anderswo hinter der Front zu herrschen pflegt — alles Vorteile einer «Lazarettstadt», die isolierte Hospitäler nicht bieten können.

Die Lazarettstadt umfaßt ein «Evakuationslazarett», in das normalerweise der Verwundete zunächst gebracht wird; hier wird er zunächst ausgekleidet, gewaschen, mit Krankenwäsche versehen und, wenn notwendig, dann ins Innere des Landes weiter transportiert. Leichte Fälle werden nach kurzer Pflege wieder zurück an die Front geschickt, oder zum Erholungsurlaub nach Hause; die Schwerverwundeten aber werden sofort in das zweite Lazarett gebracht, die chirurgische Abteilung, wo sofort die notwendigen chirurgischen Eingriffe vorgenommen werden und der Verwundete solange bleibt, bis er für die Weiterbeförderung in ein Erholungsheim oder Sanatorium im Innern des Landes transportfähig ist. Und endlich gibt es ein drittes Lazarett, das schon erwähnte Krankenhaus für ansteckende Krankheiten; dieses ist nicht von der Armee selbst, sondern von einer freiwilligen Hilfstuppe des französischen Roten Kreuzes organisiert, der U.F.F. (Union des Femmes Françaises), einer bewunderungswürdigen, an Selbstlosigkeit und Opferbereitschaft mustergültigen Frauenorganisation. In dieser Sektion sind fast nur Frauen tätig; an der Spitze des Lazarettes steht die Generalin Reihell, eine Frau, deren Namen die Soldaten auf der ganzen Front mit Ehrfurcht und Respekt nennen; die meisten Aerzte sind Frauen, und im Gegensatz zu den andern Lazaretten, deren Pflegepersonal zum Teil aus männlichen Sanitätern besteht, sind hier ausschließlich Frauen, Rote Kreuz-Schwester und Nonnen als Krankenwärter tätig.

Am Bahnhof von Phalsburg gibt es, wie heute auf jedem Bahnhof in Frankreich, eine Soldatenkantine. Aber die von Phalsburg ist anders. Hier naht sich der Soldat mit unsichern, schwankenden Schritten dem Bü-

nicht in unserer Macht, das zu verhindern, was geschieht. Aber es ist unsere Pflicht, die Grenzen unseres Landes zu schützen, damit der Brand nicht übergreife auf unser Schweizerhaus. Der Ruf des Landes hat Euch weggerissen von Haus und Herd, von Familie und Verdienst und Ihr kamt, der großen Pflicht zu genügen. Ihr seid Soldaten, seid Eidgenossen von Kindsbeinen an und habt den Willen zur Freiheit und Unabhängigkeit mit der Muttermilch eingesogen. Dieser Wille ist mit Euch groß und stark geworden. Heute, da Gefahr droht, ist es nicht allein der Befehl, der Euch hieher rief, sondern der starke Wille, diese unsere höchsten Güter zu verteidigen, weil keiner von Euch ohne sie leben will und kann. Ich stehe vor Euch im Namen des Bundesrates, in dessen Hand Ihr die Gewalt der Regierung gelegt habt, um Euch den Fahneid abzunehmen.»

Das Kommando, Helm und Waffe in die linke Hand zu nehmen, ertönte. Dann trat der Kommandant vor und verlas die Eidesformel:

«Es schwören oder geloben die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten: Der Eidgenossenschaft Treue zu halten, für die Verteidigung des Vaterlandes Leib und Leben aufzuopfern, die Fahne niemals zu verlassen, die Militärgesetze getreulich zu

befolgen, den Befehlen der Oberen genauen und pünktlichen Gehorsam zu leisten, strenge Mannszucht zu beobachten und alles zu tun, was die Ehre und Freiheit des Vaterlandes erfordert.»

Feierlich und nicht ohne Rührung sprach der greise Regierungsrat:

«Ich fordere Euch auf, die drei Schwurfinger zu erheben und zu sprechen: „Ich schwöre es!“»

Tausend Hände flogen in die Höhe und ehern klang der Schwur aus dem Munde der Männer hinaus in den beginnenden Herbst.

Ruedi schüttelte es am ganzen Körper. Er fühlte, wie dieser Eid ihn wegriß von Frau und Kindern. Er spürte, daß er nun vor allem Soldat zu sein hatte, selbst dann, wenn es in den Tod gehen sollte. Eine Träne fiel von seinen Augen ins Gras wie ein Tautropfen. Aber Ruedi schämte sich ihrer nicht, denn auch den andern ging es nicht besser, sogar der kleine Müller machte sich schnell mit dem Taschentuch im Gesicht zu schärfen, und Michel stand sinnend in den Reihen, ernst wie ihn Ruedi noch nie gesehen. Es schien als sei auch sein Seelentürl ein wenig aufgegangen. Vom Städtchen her klangen die Kirchenglocken. Es war Sonntag heute. (Fortsetzung folgt.)